

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

August, Karl: Die Bettlerpreußen. Erzählung [4 Bilder; Rößler, A. von]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

„Aber Herr Grüner,“ sagte der Beamte, „was machen Sie für Streiche, Sie, sonst ein so ruhiger, geachteter Bürger. Wir brauchen keinen Herzog mehr“ zu schreien! Wissen Sie, daß das ein schweres und schwer zu bestrafendes Verbrechen ist? Was haben Sie dagegen zu sagen? Soll ich Ihnen die Zeugen vorführen lassen? Lauter Bekannte von Ihnen!“

„Nein, ich danke, Herr Landrichter,“ erwiderte Herr Grüner, „ich will die Schufte nicht sehen; zudem, ich leugne gar nicht.“

„Also doch, Sie gestehen also?!“

„Ja, Herr Landrichter. Aber die Zeugen haben doch falsches Zeugnis gegeben.“

„Wie so?“

„Ja, ein falsches Zeugnis,“ sagte Herr Grüner mit erhobener Stimme; „denn ich habe nicht gerufen: Wir brauchen keinen Herzog mehr! sondern ich habe gerufen: Wir brauchen keinen Herzog mehr; und das rufe ich heute noch. Brauchen Sie mehr als einen, Herr Landrichter? Ich nicht, ich habe an einem genug. Unser Herzog, ein so braver, ein so gnädiger Herr!“

Der Herr Landrichter mußte unwillkürlich lächeln, und lächelnd drohte er mit dem Finger:

„Meister Grüner, diesmal will ich Ihrem Mehr mehr glauben, als dem Keinen Ihrer sog. Freunde, weil Sie auch sonst ein braver, unbescholtener Mann sind. Aber Meister, lassen Sie es sich zur Warnung dienen! Sie können gehen, Sie sind frei.“

Herr Grüner legte die Hand auf's Herz: „Herr Landrichter, — na, ich will weiter nichts sagen, als danken. Aber, das nächste Mal, wenn wieder was los ist, halt' ich mein Maul.“

gäste sahen gar nicht aus, als ob sie mich bedauerten. Nachdem der verwünschte Geschichtenerzähler gegangen war, blieb ich allein auf dem Perron neben dem Mann mit der roten Mütze, d. h. neben dem Expeditor der kleinen Station, welcher mir den Trost gab, daß dergleichen alten Herren öfter widerfahre. Zugleich riet er mir, bis zum nächsten Zug, der einige Stunden später abging, zu warten, sofort aber die Freunde in Freiburg von der ärgerlichen Verzögerung telegraphisch in Kenntniß zu setzen. „Sie finden,“ setzte er hinzu, „bei dem Wirt der Station ein ganz gutes Nachtessen. Einstweilen lade ich Sie ein, in mein Gärtchen zu treten, wo ich Ihnen, soweit es meine Zeit erlaubt, Gesellschaft leisten werde.“

Sämtliche Vorschläge des überaus artigen Mannes, dessen militärische Haltung den ehemaligen Soldaten,



Mein Bekannter, der es liebte, Geschichten zu erzählen, war eben in der Mitte eines seiner Händchen, als die Lokomotive einen Pfiff that.

den Preußen verriet, erschienen mir durchaus zweckmäßig, und da der Mann zugleich Telegraphist war, ertönte alsbald die Fernschreibmaschine unter seinen Fingern, indem sie mit ihrem Tictac die Kunde meiner Verspätung nach Freiburg trug.

Das Gärtchen des Eisenbahnvorstandes gefiel mir höchlich. Es war gerade die Rosenzeit, und ich mußte denken, was ich oft denke, wenn ich Sommers durch ein Dorf komme, nämlich daß es der Himmel wohl gefügt, indem er die schönste aller Blumen ebenfugot dem Armen wie dem Reichen gegönnt hat. Die Rajenflecke und Beete des Gärtchens waren mit schlanken, sorgfältig an Stützen aufgebundenen Stämmchen bepflanzt, auf denen die mannigfaltigsten Rosen wie Kerzen auf Leuchterträgern prangten. Hier sah man helle Centifolien und dunkle, auch Purpurrosen genannt, ferner Moosrosen und Edelrosen der verschiedensten Arten. Ein Kunstgärtner konnte kaum eine größere Auswahl haben. Die Nebenlaube, in die ich mich setzte, war mit blaßroten Kletterröschen durchstickt und auch das Stationsgebäude herrlich damit tapeziert. Vor der Laube fiel ein kleiner Springbrunnen plätschernd in ein Becken nieder, worin Goldfischchen schwammen, und während ich ihrem Spiel zusah, flatterte ein Finkenpärchen zutraulich heran, um von den Wasserperlen zu naschen.

„Wie schön ist es bei Ihnen!“ rief ich dem Stationsmeister entgegen, als er kam, um sich zu mir zu setzen, und welcher Wohlgeruch erfüllt die Luft! Es ist wahrhaft berauschend. Man glaubt in einem perfischen Garten zu sein, wo die Rose ihre Heimat hat.“

„Das hat mir ein wirklicher Perfer gesagt, der hier

### Die Bettelpreußen.

In einem schönen Sommertage des vergangenen Jahres bestieg ich in Karlsruhe die Eisenbahn, um eine befreundete Familie in Freiburg zu besuchen. Da ich dort zu Abend erwartet wurde, war es mir gar nicht angenehm, auf einer Zwischenstation hängen zu bleiben. Ich hatte meinen Wagen verlassen, um eine Erfrischung zu nehmen, und mich mit einem Bekannten, den ich in der Wirtshaus traf, verplaudert — wie es mir schon öfter widerfahren ist. Mein Bekannter, der es liebte, Geschichten zu erzählen, war eben in der Mitte eines seiner Händchen, als die Lokomotive einen Pfiff that, der mir wahrhaft in die Glieder fuhr; denn nun dampfte der Zug mit boshaftem Eifer ohne mich von dannen, und die Fah-

durchreißte, und ich bin nicht wenig stolz darauf. Sie müssen wissen, Herr — hier nannte er mich bei meinem Titel und meinem Namen — „daß ich als junger Bursche die Gärtnerei gelernt habe.“

„Wie, Sie kennen mich?“  
„Jawohl, Herr —! Und wenn Sie mir recht fest in's Auge sehen, werd' ich Ihnen auch nicht fremd sein.“

Ein Unteroffizier bei den Dragonern, den ich vor elf Jahren wiederholt in Karlsruhe vor- und manchmal sogar in meinem Hause gesehen habe, steigt auf einmal in meinem Gedächtnis auf. Freilich, der Vollbart statt des bloßen Schnurrbart's und Ihr jetziger Dienstanzug statt der blauen Dragoneruniform geben ein anderes Ansehen.“

Der Expeditor nahm seine Mütze ab und lachte.

„Ah! jetzt erkenne ich Sie, Herr Höpken. Da ist ja die Schmarve auf der Stirn, die Sie sich bei Velfort geholt haben, und das eiserne Kreuz stimmt auch. Sie hatten damals eine Bekanntschaft mit einer hübschen Müllers-tochter, die in meinen Diensten stand.“ — „Mit Marie, freilich, und Sie erlaubten mir, abends ein Stündchen vor der Thür mit ihr zu schwätzen, weil Sie sahen, daß ich's ehrlich mit ihr meinte. Ich wurde dann nach Mann-beim versetzt, und Marie nahm dort einen Dienst, um bei ihrem Dragoner zu bleiben. Nachdem ich dann zum Wachtmeister aufgerückt war, erhielt ich eine Civilver-sorgung und wurde, weil ich gut mit der Feder umzugehen wußte, bei der Eisenbahn ange-stellt.“

„Und Marie?“

„Ist meine brave Frau, die Mutter von drei festen Jungen; denn bei uns giebt es nur Buben. He, Frau!“

Er klatschte in die Hand, und Marie trat, ein Pracht-exemplar von einem kleinen Höpken auf dem Arm, aus der Thür, und reichte mir als ihrem alten Dienst-herrn die Hand. Zwei andere pausbäckige Jungen balgten sich auf dem Platz vor dem Stationshause.

„Nun,“ sagte ich, meinen Hut rückend, „die Marie ist Frau Expeditor geworden; ich gratuliere! Wenn ich auf ihr fröhliches Gesicht, auf ihren wackern Mann und auf ihre strammen Buben schaue, weiß ich, daß sie glücklich ist.“

„Ja,“ sagte sie, mit dem heitersten Gesichtsausdruck, „das muß wahr sein; aber ehe wir soweit kamen, daß wir uns kriegten, ging es hart her. Zwar die Mutter war uns gut und redete unserer Heirat immer das Wort; aber der Vater wollte absolut nicht, und

die Brüder waren sehr wüßig gegen mich und sagten: „Wir wollen nicht und wir leiden's nicht, daß du den Bettelpreußen heiratest.“ Es hat mich manche Thräne gefloßt.“

„Bettelpreuße!“ rief ich verwundert. „Der Herr Unteroffizier hat doch immer sehr stattlich ausgesehen. Warum in aller Welt Bettelpreuße?“

„Das ist der Schimpfname, den sie hier zu Lande den Preußen geben,“ sagte Marie. Eine Blutwelle der Entrüstung war ihr auf die Stirne getreten. „Sie meinen etwas Besseres zu sein, die Narren.“

Der dicke Junge auf ihrem Arm, den sie offenbar selbst stillte, fing an begehrlieh zu werden, und sie ging in das Haus zurück. Der Expeditor aber nahm den Faden ihrer Rede auf und sagte: „Ja, ja, so ist es. Wir Preußen sind in Süddeutschland nicht beliebt. Glauben Sie mir: man gönnt mir die Stelle, die ich hier bei der Eisenbahn habe, nicht und sagt: es sei nicht in der Ordnung, Fremde anzustellen, da man Einheimische genug habe.“

„Kein Deutscher,“ sagte ich, „sollte einen Landsmann einen Fremden nennen. Ein Mann, der sich, wie Sie, für Deutschland geschlagen und das Völkerthor bei Velfort mit verteidigt hat, verdient vielmehr als unser bester Freund angesehen zu werden. Vor dem Kreuz auf ihrer Brust sollte jeder böse Mund verstummen. Es stolziert freilich mancher große Herr mit dem Kreuz umher, dessen Verdienste nicht sehr erheblich sind; doch wenn es ein Kriegsmann von niederm Rang trägt, dann kann man darauf rechnen, daß es verdient ist. Aber sagen Sie mir, lieber Herr Höpken, ist der Ausdruck Bettelpreuße hier zu Lande wirklich



„Nun,“ sagte ich, meinen Hut rückend, „die Marie ist Frau Expeditor geworden; ich gratuliere!“

allgemein? Ich bin zwar selbst ein Süddeutscher, komme aber wenig unter die Leute, am wenigsten in die Kreise, wo man diesen Spitznamen zu hören bekommt.“

„Freilich ist es so. Hinter unserm Rücken werden wir so benannt; denn in's Gesicht hinein läßt man sich dergleichen doch nicht sagen.“

Nach der Ausrufung Ihrer Frau muß ich schließen, daß die Brüder Ihre Ehe zu hintertreiben suchten.“

„Ja, sie warfen uns Steine in den Weg, soviel sie konnten, und küßten meinen Schwiegervater, den Müller, einen gutmütigen, aber schwachen Mann, auf, mir feind zu sein. Nur meine Schwiegermutter, die auf Mariens Bitte eigens nach Karlsruhe gekommen war, um sich den Freier von oben bis unten zu beschauen und Nachricht bei den Herren Offizieren über ihn einzuziehen, stand mir kräftig bei.“

„Wenn ich nicht irre, habe ich Mariens Brüder wiederholt in meinem Hause gesehen, wenn sie kamen, die Schwester zu besuchen. Es waren stattliche junge Leute, die sich in ihrer Grenadieruniform ganz gut ausnahmen.“

„Ja, sie dienten als Zwillinge in demselben Jahr bei der Infanterie in Karlsruhe. Und wenn sie kamen, die Schwester zu besuchen, so geschah es meist, um ihr von ihrem Lohn, den sie sparsam zurücklegte, etwas abzubetteln.“

„Und diese Bettler nannten Sie einen Bettelpreußen!“

„Ja, so geht es oft. Der eine hat den Schimpf, ohne daß er etwas Schimpfliches thut, und der andere thut das Schimpfliche und geht mit Ehren durch die Welt.“

„Müller pflegen doch wohlhabend zu sein. Waren denn diese Burische so knapp gestellt, daß sie es wagen durften, ihre Schwester zu brandschlagen und ihr unverschämterweise den sauerverdienten Lohn abzufordern?“

„Knapp gestellt? Gott bewahre! Denn außer ihrer Pöhnung und außer dem Geld, das sie sich durch den Verkauf ihres Kommissbrotens machten, erhielten sie jeder ein Taschengeld von zehn Mark monatlich.

Dazu kam noch die Naturalsteuer von Haus: die Schinken, die Würste, die Kuchen. Aber da mußte jeden Abend im Bierhaus gezecht, da mußte eine Cigarre nach der andern geschmaucht, da mußte auf Kosten der Schwester der Flotte gespielt werden. Ich habe seit meiner Soldatenzeit von Haus aus nie einen roten Heller gesehen. So lernte ich meine Sache zusammenhalten und bin immer mit Wenigem besser angekommen, als die Herren Schwäger mit Vielem. Dafür mußte ich aber der Bettelpreuße, d. h. der sparsame Preuße sein. Später, als ich



„Ich zog natürlich den Säbel und teilte aus hoher Faust ein paar Winkelquarten aus, die nicht bitter waren.“

Marie kennen lernte, gab es freilich neue Ausgaben für mich. Ich machte ihr Geschenke, führte sie zum Tanz, zahlte ihr eine Fahrt auf der neuen Dampfbahn nach Durlach, und was dergleichen mehr war. Da mein Unteroffiziersgehalt dazu nicht ausreichte, fing ich an, den Herren Offizieren rohe Pferde zuzureiten. Da fiel denn mancher Thaler in meine Kasse, den ich teils auf Marie wendete, teils zurücklegte, um ein Kapitälchen mit in die Ehe zu bringen. Aber gerade weil ich nicht lieberlich war, wie sie, mußte ich der Bettelpreuße sein.

Anno 74, als im Dorfe, zu dem die Mühle meines Schwiegervaters gehört, Kirchweih gehalten wurde, nahmen die Brüder Urlaub, um dahinzugehen. Auch wir, Marie und ich, machten uns auf ein paar Tage frei und nahmen die Eisenbahn, die eine Meile hinter dem Dorfe vorbeigeht; denn die alten Müllersleute sahen uns halbwegs als Brautleute an: soweit hatten Mutter und Tochter den Alten gebracht. Wenn ich ihm gefiele, so war ausgemacht, sollte auf der Kirchweih Handsreich gehalten werden. Wir kamen also alle vier, je zwei und zwei, in besonderer Wagenabteilung auf die

Station und gingen von da, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, zur Mühle.

In dem Dorfe verschworen sich die Brüder gegen mich: der Bettelpreuße sollte Marien auf alle Weise verleiden werden. Sie hetzten die Bauerjungen, ihre Kameraden, gegen mich auf; ich wurde auf der Gasse und aus den Fenstern verhöhnt. Man machte einfältige Witze über meine Sprache, die doch sehr viel besser war als die ihre; sie riefen mir allerlei Spottnamen, wenn sie längst an mir vorüber waren, nach; natürlich befam ich auch den Bettelpreußen wiederholt zu hören. Wenn ich im Wirtshause weniger trank als sie, hieß es: Die Preußen haben nur Durst für zwei Schoppen; es langt nicht zu einem dritten. Natürlich nahm ich auch kein Blatt vor den Mund; aber was vermag einer gegen so viele? Auf der Kirchweih wurden die Mädchen angestiftet, mir den Tanz zu versagen. Nun, ich hielt mich an Marie, die doch die Schönste von allen war; aber dafür wurde nun diese von ihren Freundinnen schel angesehen und ausgezogen. Auch der Kaplan wünschte sich hinein, denn er wollte die Ehe mit dem Keker hintertreiben. Aber die resolute dicke Müllerin erklärte ihm

rund und nett: das seien Familiensachen, die ihn nichts angingen, und der Müller, den die Einmischung des schwarzen Herrn ebenfalls ärgerte, stimmte mit ein.

Zuletzt wurde im Rat der jungen Burische beschlossen, mich in der Nacht des zweiten Kirchweihtages tüchtig durchzuwalten. Mariens Brüder waren natürlich die Anstifter, aber sie hüteten sich wohl, Hand an mich zu legen. Soldaten, die sich an einem Unteroffizier vergreifen

das konnte sehr eflig werden. Durch ein Freibier, das sie ganz öffentlich im Wirtshaus ga-

ben, und das der Alte hinterher zu seinem großen Arger bezahlen mußte, setzten sie ihre Kameraden in kriegerische Stimmung. Jeder im Dorfe mußte das, außer die Müllersleute, Marie und ich. Also wie ich in der Nacht vom Tanz, mit meiner Geliebten am Arm, nach Hause ging, überfielen sie mich, fünf oder sechs, in einer engen, dunklen Gasse mit Stöcken und diden Knütteln. Ich zog natürlich den Säbel und teilte aus hoher Faust ein paar Winkelquarten aus, die nicht bitter waren. Zuletzt suchte ein kleiner Kerl sein Messer, unterließ mich und stieß es mir bis ans Heft ins Bein. Ich fiel nieder und wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte Marie mir nicht Beistand geschafft; denn jetzt kam auf ihren Ruf der alte Vater mit den Mülhknecchten. Wie die Burische die Marie mit der Paterne sahen, machten sie sich aus dem Staube. Einige von ihnen gingen in den nächsten Tagen mit großen Pflastern herum; es war eine gute Zeit für den Feldscher. Zum Glück waren die Denzzeichen, die sie von mir erhalten hatten, nicht tief durch ihre dicken Kappen, Haare und Wämser gegangen. Wäre die Sache vor Gericht gekommen, man

hätte die Strolche auf Monate eingesperrt; aber der ganze Handel wurde vertuscht, und ich selber mochte nicht auf Bestrafung dringen und die Brüder meiner Geliebten unglücklich machen. Zum Dank gab der Alte seine Zustimmung zu unserer Verlobung, und die Brüder, denen gar nicht wohl bei der Sache war, fingen auf einmal an, sanftere Saiten aufzuziehen.

Gut drei Wochen lang lag ich bei dem Müller darnieder und war auf einige Zeit in Gefahr, lahm zu werden. Was mir den Schmerz versüßte und die schwere Sorge verminderte, war die liebevolle Pflege meiner Marie, die um meinerwillen ihren Dienst in Mannheim im Stiche ließ, und das Gefühl, daß ich anfang, als ein Sohn des Hauses betrachtet zu werden; ja, der Müller ließ sich herbei zu äußern: Wollte Gott, daß mein Philipp — so hieß der erstgeborne der beiden Zwillinge, der einmal die Mühle übernehmen sollte — so brav wie der Unteroffizier wäre! Philipp ist nachmals ein Säufer geworden und berauscht im Mülhteich ertrunken. Das war das jämmerliche Ende des Zehbruders von Karlsruhe. Dagegen ist der Zweitgeborne zum guten umgeschlagen; er führt jetzt die Mühle und ist mir ein rechter Hergensbruder geworden.

Ein halbes Jahr nach meiner Verwundung, nachdem die Ausstener, die gar nicht übel ausfiel, fertig geworden und ich mittlerweile zum Wachtmeister aufgerückt war, hielten wir Hochzeit, und die Bauern stritten sich, wer vornehmer sei, die Frau Bürgermeisterei oder die Frau Wachtmeisterin. Wir wurden — wie das in der Ordnung war — erst evangelisch und dann katholisch getraut, obschon der Kaplan nur sehr ungen in den sauren Apfel biß; aber mit der Mühle wollte er's doch nicht verderben. Das Wort Bettelpreuße wurde in jenem Dorfe nicht mehr gehört, wenigstens nicht in bezug auf mich, und der kleine Burtsche, der mich auf der Kirchweih gestochen hatte, schoß auf unserer Hochzeit aus einer alten Sattelpistole und ließ ein Vivat nach dem andern erschallen.

Ein stattlicher Herr mit wallendem grauen Vollbart und breitrandigem Hut hielt seit einiger Zeit mit einem schwinden Einspännen bei dem Garten — wie es schien, in Erwartung seines Dieners, den er nach dem benachbarten Dorfe geschickt hatte. Es gefiel mir, daß er während dieser Zeit sich mühte, dem jungen, schönen, glattgesüßterten Grauschimmel vor seinem Wagen die lästigen Mücken abzuwehren, indem er die kleinen Blutjauger mit der Spitze seines Peitschenstieles anstieß. Als der Diener mit einem Paket zurückgekehrt war, trat Herr von Barnewitz — dies war der Name des Graubarts — zu uns in die Laube.

„Guten Abend, Herr Kriegskamerad und Landsmann!“ Mit diesen Worten und kräftigem Handschlag begrüßte er Höpken.

„Guten Abend, Herr Major!“  
Der Expeditor stellte uns einander vor. Barnewitz war ein verabschiedeter preussischer Major aus Pommern, der sich in der Gegend angekauft hatte und in günstiger Lage Landwirtschaft und Weinbau mit Erfolg betrieb.

„Ich habe einen Teil Ihres Gesprächs vernommen,“ sagte der Gutsbesitzer. „Ich bin auch“ — setzte er, gegen mich gewendet, lachend hinzu — „einer von den Bettelpreußen, in dessen Lohn an die fünfzig armer Teufel der Gegend als Arbeiter und Tagelöhner stehen, in dessen Keller selbstgezogener Marktgräser lagert, der mit den besten Sorten der Ge-

brüder Blankenhorn wetteifern kann. Eine Probe davon hab' ich Ihnen mitgebracht, lieber Höpken. Se da, Johann, die versiegelte Flasche in der Wagentasche links! Die wollen wir zusammen ausstechen.“

Als die Flasche und Gläser gebracht waren, rief Barnewitz: „Unser erstes Glas gilt, wie sich von selbst versteht, Seiner Majestät dem Heldeugreis und deutschen Kaiser Wilhelm, das zweite dem Andenken der letzten Kriegsjahre, da wir zusammen bei der Fahne standen. Und dieser Herr hier, der, so scheint es, kein Mann vom Leder, wie wir beide, Höpken, sondern von der Feder ist, wird uns die Ehre anthun, mit uns zu trinken.“

Er reichte Cigarren herum und bald klangen die feinen Kelche melodisch zusammen. Wir waren im vollen gemüthlichen Gespräch, als ein Zug aus dem Oberlande angezeigt wurde. Höpken eilte, die Dienstmütze auf dem Kopfe, auf den Perron und kehrte nach erledigtem Geschäfte zu uns in die Laube zurück. Unterdessen hatten wir, der Major und ich, in aller Eile gute Bekanntschaft gemacht.

„Dem Spottnamen Bettelpreuße, über den sich die Herren vorhin unterhalten haben,“ ergriff Barnewitz jetzt das Wort, „bin ich auch wiederholt begegnet. Derselbe hat mir zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß gegeben, die ich hier um so lieber vorlege, da dieser Herr — auf mich deutend — „ein Süddeutscher ohne nationales Vorurtheil ist, wie ich bereits zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Möglicherweise findet sich derselbe veranlaßt, zu dem Verschwinden des eben so häßlichen wie ungerechten Beinamens oder noch besser: zu dem Verschwinden der Gesinnung, aus welcher derselbe hervorgeht, etwas beizutragen.“

„Wenn wir Preußen durch den erwähnten Ausdruck als arme Teufel bezeichnet werden sollen, so sage ich: arm zu sein ist doch wohl keine Schand, und der Süddeutsche, der gewiß ebenso mildthätig als sein Bruder im Norden ist, würde sich ganz gewiß im besondern Falle schämen, einen Menschen wegen unverdienter Armut zu verspotten. Aber sind wir denn wirklich arme Teufel? Preußen ist ein großes, von Rußland bis nach Schwaben ausgestrecktes Land, das reiche und arme Provinzen zählt, gerade wie auch Baden — um Kleines mit Großem zu vergleichen — wohlhabende und arme Gegenden besitzt. Ich erinnere nur an den Oberrhein, der bekanntlich die benachbarten Städte mit Bettlern heim sucht. Das heutige Preußen enthält sehr wohlhabende Provinzen, wie z. B. die Provinz Frankfurt-Kassau mit der herrlichen Stadt am Main, einem der ersten Handelsplätze der Welt, dem Wohnorte Rothschilds, der sich wirklich malen lassen kann — als Bettelpreuße!“

„Aber man hat wohl bei diesem Ausdruck den Kern des alten Preußenlandes, nämlich die Provinzen Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen im Auge. Allerdings ist die Natur dieser Gegenden mit dem lachenden Garten Baden verglichen eine dürftige. Unsere mit mageren Föhren besetzten Sandfelder, vormals des heiligen Reichs Sandbüchse genannt, müssen zurückstehen gegen die herrlichen Schwarzwaldberge, deren Edeltannen als Masten alle Meere der Welt besahren. Aber auch in jenen von der Natur stiefmütterlich bedachten Ländern giebt es reiche Bezirke, und was die Natur versagt, wird an vielen Orten durch Handel, Gewerbfleiß und Schifffahrt wieder gut gemacht. Dazu kommt, daß die Bewohner von natürlich reichen Gegenden leicht in Uppigkeit und Trägheit fallen, während die Bewohner armer Gegenden

gerade in ihrer Armut einen Sporn finden, sich emporzarbeiten, kräftig, tüchtig und auch vermögend zu werden."

"In der Nachbarschaft meiner Heimat," nahm der Expeditor das Wort, "ist eine Gegend, die sich durch die üppigste Fruchtbarkeit auszeichnet. Dort giebt es Landleute in Menge, die es mit unsern Schwarzwälder Großbauern, mit den Pelzmützen im Hanauer-Lande, mit den Tabakskönigen in der Pfalz reichlich aufnehmen können. Nirgends in Deutschland oder in Frankreich hab' ich so schöne Gespanne gesehen wie dort im Oderbruch, und es ist eine wahre Pracht, wenn die Bauern Sonntags mit vier glänzenden Rappen zur Kirche fahren."

"Ja, ja, so ist es!" fuhr Barnewitz fort. "Man hat hier zu Lande wenig Kenntnis von unsern Verhältnissen und schlägt alles über einen Leisten. Man urteilt aus Mißgunst in den Tag hinein. Daß übrigens Deutschland im großen und ganzen ein armes Land im Vergleich mit Frankreich ist, weiß jedermann; warum aber werden gerade die Preußen darum gescholten? Im sechzehnten Jahrhundert, vor dem unseligen dreißigjährigen Kriege, rühmten die Fremden unsern Reichtum. Nachher hat uns jener lange Kampf gegen die römische Knechtschaft auf's äußerste erschöpft, und es mag sein, daß die tausend und aber tausend tiefen Wunden, die wir damals empfangen, um Geistesfreiheit zu erlangen, noch nicht ganz geschlossen sind. Aber was brauchen wir so weit zu gehen, um die Armut Deutschlands zu erklären? Viel näher liegen der minder fruchtbare Boden und die Vielstaaterie, welche der Entwicklung Deutschlands tausend Fesseln anlegte; dazu kommen rasch aufeinander folgend die Kriege der neuern Zeit. Napoleon I. war der große Vampyr, der uns das Blut aussaugte. Ihr Süddeutschen standet freilich damals im Bunde mit ihm; dennoch litt ihr nicht wenig durch Kontributionen und Truppenlieferungen; der deutsche Norden dagegen, der gegen den Tyrannen marschierte, und ganz besonders unser armes Preußen wurde grundfänglich bis auf's Hemd ausgeplündert. Daher auch unsere zornige, haßerfüllte, todesmutige Erhebung im Jahr dreizehn."

"Ja, diese Erhebung," fiel ich ein, "sollte niemand vergessen, der sich deutsch nennt, diese Opferwilligkeit der Männer und Frauen, die den letzten Goldring, ja das Haar von ihrem Haupte auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten. Wenn Preußen sich damals erschöpft hat, so ist es wenigstens mit Ehren arm geworden; wenn ihr damals den Namen Bettelpreußen erwarbt, so habt ihr damit einen Lorbeerkranz auf eure Stirn gedrückt und uns zu ewigem Dank verpflichtet. Als die Niederländer im sechzehnten Jahrhundert das spanische Tyrannen- und Pfaffenjoch sprengten, nannten sie sich selber Bettler (gueux). Vor solchen Bettlern zieht die Geschichte den Hut ab."

"Das ist brav gesprochen, Herr Süddeutscher!" rief der Major und schüttelte mir die Hand. "Es geziemt mir nicht, mit den großen Verdiensten Preußens um Deutschland vor den Herren zu prunken; aber mir scheint, daß die Süddeutschen nicht vergessen sollten, daß wir allein damals Deutschlands Banner aufrecht erhalten haben. Auch im letzten französischen Kriege, so brav sich auch die Süddeutschen gehalten haben, sind wir doch die Stütze gewesen, an die sich das übrige Deutschland anlehnte."

"Ja, ja!" erwiderte ich, "ohne Preußen wäre Deutschland längst ein zerrüttetes, seiner Nationalität beraubtes, an die Nachbarstaaten verteiltes, unglückliches Gebiet.

Unser schönes süddeutsches Land wäre halb französisch, halb österreichisch. Die Jesuiten säßen in unsern Beichtstühlen und führten den kleinen Krieg gegen das Wort Gottes; die Mausfallenhändler wären unsere Landsleute und setzten ihre Nationalität als gleichberechtigt neben die unsere. Norddeutschland wäre, ohne die festgeschlossene Großmacht Preußen, das im Jahr 1870 als ein Wald fester Männer herrlich aufmarchierte, moskowitzisch. Der Nihilismus stünde dort in Blüte, und unter den Linden würden Dynamitbomben geworfen."

Barnewitz lachte. "Der Nihilismus," sagte er, "ist eine Sumpfpflanze, die nur auf einem faulen Boden, wie der russische, gedeihen kann; aber die Sozialdemokraten à la Most sind ja um nichts besser. Ich denke," fuhr er fort, "wir Deutschen haben alle miteinander Ursache, zusammenzuhalten, damit das neugezimmerte Reich, das noch in allen Fugen kracht, festen Stand gewinne. Die Großmacht Deutschland, die im Herzen Europas plötzlich aufgestanden ist, hat der offenkundigen und heimlichen Feinde gar viele. Frankreich, England, Rußland, Osterreich schauen mit Eifersucht auf die erste Landmacht Europas, und der Papst, der ehemals das heilige römische Reich bevormundete, nimmt Argerniß an der neuen Kaiserkrone, die von einem Kezerhaupte getragen wird. Seinen Bannstrahl behält er freilich in der Tasche, weil er fast geworden ist; aber er führt einen langlamen, verdeckten Festungskrieg gegen uns, und wenn ihm ein Laufgraben zugeschüttet worden ist, eröffnet er gleich wieder einen andern."

"Ich muß noch einen Punkt hervorheben," sagte ich, "um das Kapitel Bettelpreußen ins Klare zu stellen. Der betreffende Mißname hängt mit einer gewissen Abneigung gegen das Preußenland in Süddeutschland zusammen, und die beiden Herren aus Pommerland dürfen es mir nicht verargen, wenn ich mit voller Offenheit darauf eingehe. Die Deutschen bestehen, wie allbekannt, aus verschiedenen Stämmen, die, wie sehr sie auch im Lauf der Geschichte durcheinander gerüttelt sein mögen, doch noch viel von ihrem besondern Charakter bewahrt haben. Es ist dies auch in andern Ländern so und kann kaum anders sein. So steht in Frankreich z. B. der Provenzale dem Normannen gegenüber, wie in Deutschland der Bayer dem Preußen. Aber weil Frankreich ein schon seit Jahrhunderten politisch geeinigtes Land ist, haben sich die Stammesunterschiede untereinander abgestumpft und machen sich weniger geltend. In Deutschland sind die Völkermassen, obgleich jetzt unter ein Feuer gestellt, noch nicht recht zusammengeschmolzen. Es ist da auch noch der Unterschied der Konfession, der die Schmelzung erschwert — ich sage erschwert, nicht verhindert. Der Protestantismus ist, meiner tiefsten Überzeugung nach, diejenige Form des Christentums, die dem deutschen Wesen und deutschen Geiste, der sich nicht in enge Fesseln schlagen läßt, am meisten entspricht. Wenn man ferner den Preußen vorwirft, sie seien eigentlich Slaven, so ist das eine Behauptung der Unwissenheit oder Böswilligkeit. Kein deutscher Stamm ist heute mehr ungemischt. Wie wir hier in Süddeutschland reichlich römisches Element aufgenommen haben, so in Norddeutschland slavisches; aber der deutsche Bestandteil ist der herrschende geblieben. Freuen wir uns, daß unser edles Volk sich nicht hat romanisieren oder slavisieren lassen; freuen wir uns, daß durch die verschiedenartige Vermischung eine reiche, fruchtbare Mannigfaltigkeit gegeben ist. Es wachsen im deutschen Walde eben allerlei stattliche Bäume;

Eichen, Buchen, Linden — jeder schön für sich und noch schöner in wechselvoller Zusammenstellung. Die Eiche darf nicht zur Buche sagen: Was willst du hier? Du gehörst nicht in den deutschen Wald. Oder umgekehrt die Buche zur Eiche. Wir müssen einträchtig zusammenstehen, einer die Eigentümlichkeiten des andern ertragen lernen — zum Heil des gemeinsamen Vaterlandes, das nur durch Eintracht stark ist. Wenn auch den Süddeutschen, den Badener oder Schwaben z. B., das österreichische Wesen mehr anspricht als das preussische, wenn ihm die Sprache des Wieners gemüthlicher klingt: so möchte doch gewiß keiner von uns unter dem österreichischen Scepter stehen und dem Doppeladler angehören, der zwei Köpfe hat, weil er halb deutsch, halb slavisch ist. Der Preusse, der mit

äußerm Aussehen und einer gewandten Zunge einen Vorzug zu besitzen glauben, der ihnen nicht zukommt. Junge Herren, die noch kein Pulver gerochen haben, und deren einziges Verdienst darin besteht, Soldaten zu drillen, dünken sich, von besserem Holze zu sein als geistig bedeutende, hochverdiente Beamte und Männer des Bürgerstandes.“

„Uberschätzung ist ein Fehler der Jugend überhaupt,“ sagte der Major. „Diese Leute stellen mit ihrem Übermut einen Wechsel auf die Zukunft aus, der doch von recht vielen gelöst wird.“

„Mag sein,“ erwiderte ich, „aber dies Wesen ist uns zuwider. Die Preußen sind die Spartaner Deutschlands, gut; aber vergessen wir nicht, daß es neben den Spartanern auch Athenienser gab, die in

Recht auf seine Geschichte stolz ist, hat ein gewisses Selbstgefühl, das ganz natürlich aus dem Bewußtsein seiner Leistungen fließt. Wenn dies Selbstgefühl so weit geht, daß es alles, was uns eigentümlich, bemäkelt, sogar das, was offenbar besser ist, wenn es in Prahlen umfängt, kurz, wenn — wie es im Volksmund heißt — Berliner Wind gemacht wird: dann ist daselbe zurückzuweisen. Hierher gehört die Anekdote von dem Berliner, der, einem Süddeutschen gegenüber, in seiner märkischen Heimat alles vortrefflich fand. „Aber Sie haben doch keine Berge,“ fiel ihm der Süddeutsche ein. „Jut,“ erwiderte der Berliner, „aber wenn wir welche hätten, wären sie dreimal so hoch als die Ihrigen.“

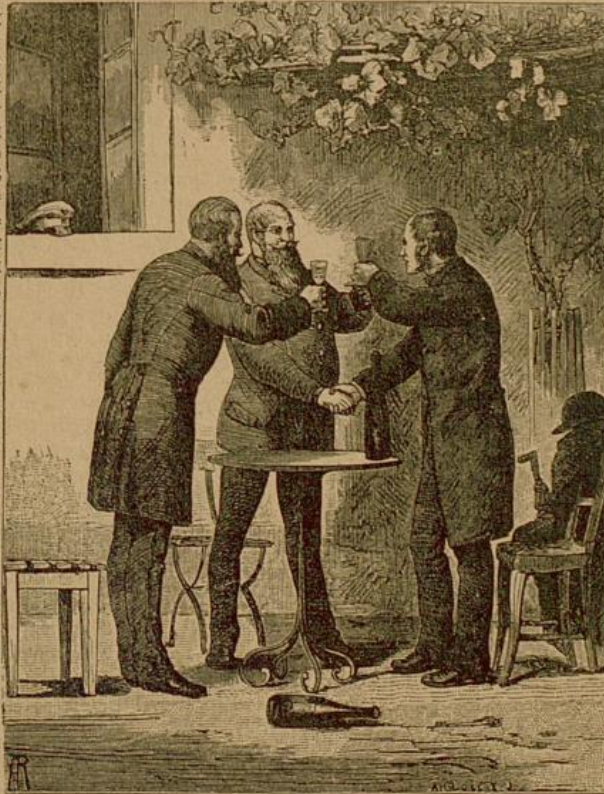
Die beiden Preußen lachten, und der Major entgegnete: „Dieser mit Recht berühmte Berliner Wind, der vorzugsweise von Handelsreisenden und andern halbgebildeten Menschen aus der Reichshauptstadt gemacht wird, ist, glauben Sie, nicht das preussische Wesen. Unsere hervorragendsten Männer sind im Gegenteil bescheiden. Ich bedauere diese patzige Berliner Art um so mehr, weil sie uns schadet; denn sie ist eine Waffe in den Händen unserer Feinde. Da ich als alter Kriegsmann den Offiziersstand völlig kenne, stehe ich nicht an, zu erklären, daß gerade vonseiten dieses Standes nicht selten der richtige Ton verfehlt wird.“

„Ja, ja!“ sagte ich, „die schlechte, bequeme, naive Art des Süddeutschen, der häufig weit mehr ist, als sein Äußeres verspricht, wird oftmals von Leuten verkannt, die weit weniger sind, als sie scheinen, und in

Künsten und Wissenschaften Mustergültiges geleistet haben. Sollte es nur ein Zufall sein, daß Goethe ein Frankfurter, Schiller ein Schwabe, Mozart ein Österreicher war? Denn auch die deutschen Österreicher haben ein Recht, hier angeführt zu werden. Und um einen Griff in die allerneueste Zeit zu thun: als die höchste Aufgabe, die einem vom betreffenden Fach geboten werden konnte: der Entwurf zum Reichstagsgebäude, gestellt wurde, trugen zwei Süddeutsche die ersten Preise über Hunderte von Mitbewerbern aus ganz Deutschland davon, und einem von ihnen wurde die Ehre zuteil, den stolzen Bau auszuführen.“

„Lassen Sie mich,“ sagte der Major, „ohne die Wichtigkeit des Vergleiches der Preußen mit den Spartanern näher zu prüfen, noch auf einen Punkt eingehen, damit Rechnung und Gegenrechnung vervoll-

ständig werde. Sie erwähnten vorhin der gemüthlichen Sprache der Österreicher. Ja, es ist wahr, wir Preußen sind kürzer angebunden, vielleicht auch schroffer. Wenn aber behauptet wird, wie dies vielfach geschieht, daß der Österreicher überhaupt gemüthlicher als der Norddeutsche sei, so stelle ich das entschieden in Abrede. Wir haben das Herz nicht auf der Zunge, wie die lebhaftern Süddeutschen; aber glauben Sie mir: der Quell des Gemüths fließt ebenso voll und lauter in unsern Herzen und spricht sich besonders in unserm reichern Familienleben aus. Die süddeutsche Gemüthlichkeit beschränkt sich vielfach auf ein Zusammenkommen in der Kneipe bei Bier und Tabak, wo dann offenbar in nassen Dingen zuviel geleistet wird — zuviel für die Börse und die Gesundheit, und wo, wie bei



„Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe.“

den Studenten, wenigstens im Kreise der jüngern Mitglieder, Vieltrinken als eine Art von Mannhaftigkeit gilt. Wir Norddeutschen dagegen ziehen gern unsere Frauen mit in die Geselligkeit. Wenn sich die Geschlechter trennen, fällt der eine Teil leicht in Robeit, der andere in Klatscherei — zu beiderseitigem Schaden. Trotz alledem wohnen wir — wie mein eigenes Beispiel zeigt — gern unter ihnen. Ihre lebhafteste Natur, ihre eigentümliche Begabung lockt uns an. Ich wollte nur, daß auch das Umgekehrte der Fall wäre."

Die Flasche, die der Major gespendet hatte, war geleert, und ich fühlte mich verpflichtet, seine Gabe zu erwidern. Ich nahm daher den Expeditor beiseite und fragte ihn, ob der Wirt etwas Feines im Keller habe. „Allerdings, allerdings!“ sagte Höpken verträglich. „Er hat ein Oberblut von gutem Jahrgang. Wer davon trinkt, der, sagt man, hört die Engel im Himmel singen.“

Als die Kellnerin die versiegelte Flasche öffnete, entströmte ihr ein köstlicher Duft, und der Major sagte: „Das muß ein braver Mann sein, dem ein so guter Ruf vorangeht.“

Wir hatten diesmal hellgrüne Römer, welche die Blume des Weines schön zusammenhalten. Als wir anstießen, rief ich: „Ich leere dies Glas auf eine stets wachsende Verschmelzung der deutschen Stämme. Fort mit dem Gekelnamen Bettelpreuße! er ist eine Lüge. Versenken wir ihn in den Rhein, wo er am tiefsten ist! Wir sind weder Preußen noch Schwaben, sondern Deutsche, wir sind treue Söhne der Mutter Germania. Wohlan denn, nuzt der eine, was der andere Gutes hat, schleifen wir die Ecken ab, an denen wir uns bis dahin thörichterweise gestoßen haben! Seien wir verträglich und duldsam, seien wir gerecht! Wir sind Brüder unter einem Dache; damit ist alles gesagt. Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe!“

Die Gläser klangen, und der Major wischte sich den nassen Schnurrbart und gab mir einen schallenden Kuß. Vielleicht hätte mich auch der Expeditor, der augenscheinlich die Engel im Himmel singen hörte, an sein Herz geschlossen; aber da knatterte, durch das offene Fenster hörbar, ein eben einlaufendes Telegramm. Er setzte die Dienstmütze auf und eilte pflichtgetreu von dannen.

Karl August Mayer in Karlsruhe.

### Der verzauberte Hausschlüssel.



ines der berühmten Salvatorlieder, das nie veraltet, lautet:

„Mir soan nit von Pa-  
sing — mir soan nit von  
Loan,

Im lustigen Münching  
do soan mir derhoam!“

Die Münchner, die beim goldbraunen Zacherl-El so singen, haben weiß Gott recht, fidel ist München — kreuzfidel.

Aber, aber, Gambirinus führt ein gar streng Regiment und wer nicht gefeit ist wie ein richtiger Hofbräuhausfer, dem kann allerhand passieren, wenn

er zuviel mit dem „Krugl“ scharmuziert. Ein derartiges Münchinger Abenteuer, und zwar ein recht lustiges, ist nun einmal einem strebiamen Kunstjünger begegnet, ein Abenteuer, das er sein Lebtag nicht vergessen hat.

Es mag nun 25 Jahre her sein, da zog besagter Jüngling, der damals kaum das 16. Lebensjahr überschritten hatte, in die Kunststadt an der grünen Isar ein, die Brust geschwellt von den rosigten Zukunftsträumen der Jugend, den Kopf noch voll von den Ermahnungen des besorgten Vaters und stolz darauf, den ersten Schritt ins Leben selbständig zu thun, ein Stolz, dem der wohlgefüllte Geldbeutel den soliden Untergrund verlieh! Eine passende Wohnung war bald gefunden und, war dieselbe auch nur ein Dachstübchen — es war seine Stube und er wohnte, wie es dem Künstler gebührt, dem Himmel nahe, von dem ja doch alle Kunst stammen soll. Eingeräumt war bald und er wollte sich gerade entfernen, um vor hereinbrechender Nacht noch durch seine neue Heimat lustzubummeln, als es bescheiden anklopfte und auf sein „Herein“ seine Hauswirtin, eine alte Kontrollorowskawe eintrat und ihm feierlich unter vielen Komplimenten den Hausschlüssel überreichte, mit der bedeutungsvollen Bemerkung, das Haus werde um 9 Uhr abends geschlossen.

Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit, — den ersten Hausschlüssel, der ihm unkontrolliert zu Gebote stand — und was für ein Prachtexemplar, würdig in jede Altertumsammlung aufgenommen zu werden, von riesiger Länge und der Dicke eines anständigen Zimmermannsbleistiftes. Ihn in einer Tasche unterzubringen, war rein unmöglich und endlich hing ihn der glückliche Besitzer an die Hosenschnalle, wo er baumelte wie „des Löwen Wedel“.

Nun, in den ersten Tagen wurde der Hausschlüssel nicht gebraucht. Der kaum dem Neste entflozene schüchtern Kunstjünger hatte noch keine Freunde, blieb deshalb abends zu Hause oder kehrte wenigstens punkt 9 Uhr mit dem Zapfenstreich auf sein Stübchen zurück. Das wurde aber bald anders, er lernte Berufsgenossen kennen, mit denen er bei herrlichem Bier und gemüthlicher Unterhaltung sitzen blieb, sitzen, bis die Kellnerin den Gasbahnen umdrehte und der letzte Bierzapf nach Hause gegangen. Ja, wen es einmal hat, das Münchner Kneipleben, den packt's fest mit der Kneipzange und läßt ihn nicht wieder los, bis er wie der ächte Münchner jeden Abend — maßvoll nach Hause wandt. So kam es auch bei unserm jungen Freund und der Hausschlüssel, das Monstrum, kam zu seinem Rechte, denn:

„Wer ein bedächtiger Trinker will sein,  
„Der steck den Hausschlüssel frühmorgens schon ein!“

Allein „sechse treffen, sieben äffen“ und Gambirinus, der gewaltige König, läßt nicht mit sich spassen, niemand wandelt ungestraft durch seine mit goldener Gerste und rankenden Hopfen reich geschmückten Lande.

Einnmal nun hatten die Freunde tüchtig gekneipt und es war schon spät nach Mitternacht, als unser Befannter in dem seligen Zustand, den Vater Abland einst mit dem schönen Worte „bediadufelt“ bezeichnete, nach Hause zurückkehrte. Als er nach mannigfachen Schwantungen endlich an die rechte Thüre gelangte und nach vielen vergeblichen Versuchen, bei welchen er sich jedesmal tannelnnd um die eigene Achse drehte, den Hausschlüssel von der Hosenschnalle losgebracht und in das Schlüsselloch mit vieler Mühe eingesteckt